

Der Traumdieb

Sam erwachte bei strahlendem Sonnenschein in den Armen seiner Freundin Nancy und erinnerte sich an einen sonderbaren Traum: Berliner Winter. Und das hier im heißen Sommer an der Versilia? Im Westen das offene Meer, im Osten die steilen Marmorwände der Apuanischen Alpen. Er schaute auf seine Armbanduhr und stellte fest, dass erst eine knappe Stunde vergangen war, seit sie im ersten Tageslicht noch einmal miteinander geschlafen hatten und dann befriedigt wieder eingeknickt waren. „Wieso träume ich so etwas“, fragte er sich eigenartig berührt von fröstelnden Szenen und ließ sie noch einmal an sich vorbeiziehen.

Während eines Schneegestöbers wollte er die Straße vor seiner Villa in Berlin-Wannsee überqueren, als er um ein Haar von einem Mercedes-Coupé angefahren worden war. Er konnte gerade noch zurück auf den Bordstein hüpfen, ehe das Automobil mit quietschenden Reifen direkt vor ihm hielt.

Er blieb stehen und wartete darauf, dass der Fahrer ausstieg. Aber der noch jugendlich aussehende Mann am Steuer ließ sich Zeit. „Hat er womöglich ein schlechtes Gewissen“, fragte sich Sam. Er beobachtete interessiert, wie der junge Mann einen Hebel bediente und sich daraufhin die Karosserie schüttelte wie ein nasser Hund. Der Schnee glitt sanft am glatten Lack abwärts auf den Asphalt. Sam staunte. Das Verdeck öffnete sich und er sah in ein spitzbübisch grinsendes Gesicht, in dem keine Spur von Reue zu entdecken war.

Sam wollte eigentlich fragen, wie es technisch möglich wäre, den Schnee vom Fahrzeug zu rütteln, denn so eine Mechanik hätte er sich in seinen Ferrari auch gerne

einbauen lassen. Er spürte jetzt aber doch eine Spur Wut in sich aufsteigen und sagte mit seiner dunklen Stimme in ihrer wirkungsvollsten Färbung ruhig und gelassen: „Fahrer, die etwas taugen, jungen Mann, sind zunächst einmal und vor allen Dinge diszipliniert und rücksichtsvoll. Auf der Rennpiste können Sie so viel Gas geben wie sie wollen. Aber im normalen Straßenverkehr ist es die Langsamkeit, die Siegertypen hervorbringt. Im übrigen hätten Sie mich schon einmal beinahe überfahren. Wenn Sie mir wieder in die Quere kommen, verlieren Sie ihre Lizenz“. Mit einem mokanten Lächeln drehte er sich um und bemerkte im weggehen gerade noch, wie ein älterer Herr, der die kurze Rüge mit angehört haben musste, zustimmend mit dem Kopf nickte und ihm einen Gruß entbot.

Traumbilder, die nicht so schnell verflogen. Sam schlug das Laken zurück, unter dem er und seine Freundin schliefen, betrachtete ihren sinnlichen Körper, stieg aus dem Bett und ging in die komfortable Küche seines Ferienhauses an der toskanischen Küste, um sich einen Tee zu kochen. Für ihn war das ein lebensnotwendiges Ritual, wichtiger als Zähneputzen und Duschen. Ein Grund übrigens dafür, dass er lieber in eigenen Häusern seine Urlaubstage verbrachte als in eleganten Hotels, die er sich natürlich auch hätte leisten können. Aber es gab niemanden, der ihm seinen Earl Gray so zubereitete wie er es gewohnt war. Während er darauf wartete, dass das Wasser zu kochen begann, damit er anschließend das Teesieb hineintauchen und bei einer bestimmten Färbung wieder herausnehmen konnte, ließ ihn sein träumerisches Intermezzo in den Berliner Winter nicht los. Er kannte die brodelnde deutsche Hauptstadt nur flüchtig als Besucher seines Freundes Z., der in der Tat eine Villa am

Wannsee besaß. Und er verstand auch etwas von Rennsport. Aber dieser Traum? Nancy meldete sich aus dem Schlafzimmer und rief: „Schenk mir bitte auch eine Tasse Tee ein, Schatz“.

Etliche Jahre später saß Sam, inzwischen hatte sich sein Haar nicht nur gelichtet sondern es war auch ergraut, auf einer Bank auf der Promenade von Nizza und blätterte im Sportteil einer französischen Tageszeitung. Das Tour-Karussell drehte sich wieder und er verfolgte seit Tagen gespannt das Duell zwischen Armstrong und Ullrich. Klar, das Armstrong gewinnen würde, für ihn gar keine Frage. Der Kommentar des Sportjournalisten schüttete Hohn und Spott über den Deutschen aus, der es nicht einmal schaffte, die zweite Position zu verteidigen. Weshalb giften sie den armen Kerl so an, fragte er sich. Auch die deutsche Presse ging nicht eben zimperlich mit dem Radprofi um, der sich in den ersten Tourtagen ein Erkältung eingefangen hatte. Schließlich war Armstrong in den ersten Jahren seiner haarsträubend erfolgreichen Karriere keineswegs ein Liebling der Franzosen gewesen. Er schlug ein paar Seiten um und stieß auf ein Interview mit Roderic Trigan, dem Shouting-Star der diesjährigen Formel-1-Saison. „Was hat sie zu einem so erfolgreichen Fahrer gemacht“. Die stereotype Frage des Reporters beantwortete Trigan mit den üblichen Floskeln, erzählte aus seiner Jugend, von der Leidenschaft für Autos seines reichen Vaters, eines spanischen Diplomaten, und der Hingabe seiner Mutter für Motorradrennen. „Sie werden aber doch vor allem wegen ihrer Disziplin gerühmt“, bohrte der Journalist tiefer. Bei der Antwort stutzte Sam: „Wissen Sie, als junger Mann hatte ich in Berlin ein merkwürdiges Erlebnis“, vertraut ihm der Rennfahrer an. „Mein Vater arbeitete damals als Gesandter in der

spanischen Botschaft und unsere Residenz lag in einem vornehmen Viertel der Stadt. In unserer Garage standen ein schwerer Mercedes und ein Coupé der gleichen Marke. Den Sportwagen benutzte selten jemand und als ich meinen Führerschein in der Tasche hatte, überließ man ihn meistens mir. Uns gegenüber wohnte ein im Motorrennsport einflussreicher Manager, den ich zweimal um ein Haar angefahren hätte. Ich glaubte damals, sportliches fahren bedeute vor allem, Fußgänger wie die Hühner vor mir her zu scheuchen. Dieser Mann hielt mir damals eine kurze aber um so wirkungsvollere Standpauke. Ich verstand sein Deutsch zwar nur mangelhaft, aber seine Message war eindeutig: nur disziplinierte Fahrer sind Siegertypen. Und da ich ein Siegertyp sein wollte, habe ich mich eben danach verhalten.“

Sam schlug die Zeitung entgeistert zu und legte sie neben sich auf die Bank. „Das darf doch nicht wahr sein“, dachte er, stand nach einer Weile auf und redete laut vor sich hin: „Der Kerl kann nicht nur fantastisch Autofahren, sondern auch noch Gedanken lesen. Mehr noch, er klaut Träume. Er muss sich in mein Gehirn geschlichen und meinen Traum gestohlen haben. Oder habe ich mich träumend in seinem Schädel eingenistet?“. Sam hastete wie ein Verfolgter davon, kehrte kurz darauf aber zur Bank zurück und griff nach seiner Zeitung. „Warum habe ich damals bloß Nancy nichts von meinem Traum erzählt“, fuhr es ihm durch den Sinn. Dann könnte er nun die ganze verrückte Geschichte mit einer Zeugenaussage belegen. Aber wo lebte Nancy jetzt? Auf jeden Fall würde er zum nächsten Formel-1-Rennen fahren und Roderic Triga in der Vip-Lounge fragen, ob er auch Schnee von seinen Autos schütteln könne.